

Saale-Zeitung

Neunundvierzigster Jahrgang.

Halle a. S., Donnerstag, 14. Januar 1915.

England und die Vereinigten Staaten.

Englisch-russische Liebenswürdigkeiten.

Kopenhagen, 13. Januar. Anlässlich der Polemik des britischen Vorkämpfers Sir George Buchanan mit den russischen Germanophilen...

Tate Jonescus Intrigen.

WTB. Wien, 13. Jan. Das Wiener R. A. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau ist ermächtigt, folgende Erklärung des R. u. A. Vorkämpfers in Madrid, Pringen Fürstberg, zu veröffentlichen...

Carl Prinz zu Fürstberg.

Tate Jonescus scheint, von England oder Russland beschuldigt, Eingemischungen in die Welt gesetzt zu haben, um die Amerikaner in den Krieg zu treiben.

Italien demontiert.

WTB. Rom, 13. Jan. Die „Agenzia Steiner“ meldet: Man hat die Nachricht verbreitet, daß binnen Kurzem in einigen Städten die öffentlichen Schulen geschlossen werden würden...

Englisch-französische Wladade eines bulgarischen Hafens.

Kufarek, 13. Januar. Aus Sofia erhält die „N. A.“ die Nachricht, daß eine englisch-französische Flotte die Wladade über den Hafen von Debagatich verhängt hat.

c. B. London, 14. Januar. Der Washingtoner Korrespondent der „Times“ warnt in einem längeren Artikel, den er seinem Blatte telegraphiert, vor der Annahme, daß mit dem freundlichen Tone der Note Gress die Schwierigkeiten mit der Regierung der Vereinigten Staaten aus dem Wege geräumt seien...

Die Kriegsmüden in Frankreich.

WTB. Paris, 13. Januar. Der „Temps“ veröffentlicht einen Erlaß an die Untermänner, in dem jede Agitation für den Frieden strengstens verboten wird.

Zustand der besetzten französischen Provinzen.

WTB. Paris, 13. Januar. Der „Temps“ veröffentlicht den Bericht eines französischen Universitätsmitgliedes über den Zustand der besetzten Provinzen.

Einzelheiten über den Verbleib der deutschen Garnison von Tjingtau.

T. U. London, 13. Januar. Es werden jetzt hier noch weitere Einzelheiten über den Verbleib der deutschen Garnison von Tjingtau bekannt.

wie die Kanonenboote „Luz“, „Tiger“, „Saguar“ und „Jliss“, jeder 886 Tonnen. Nach einem späteren Telegramm soll der Aufenthaltsort des ehemaligen Gouverneurs von Tjingtau, Meyer-Waldeck, sich in Futuda befinden.

Das „Geheimnis“ unserer Unterseeboote.

Auch die „Times“ getrieben sich jetzt den Kopf über das drachlose Geheimnis, das, wie sie sagen, fast unmöglich zu lösen ist. Um 3 Uhr morgens erhielt der deutsche Admiralstab die Nachricht, daß eines seiner Unterseeboote die „Formidable“ verortet habe.

„Wir wollen kein Portugal sein“.

Kiel, 13. Januar. „Wir wollen kein Portugal sein“, erklärt vorbehaltlos die in Christiania erscheinende „Aftenposten“. Sie weist auf die Walmder Drei-Könige-Zufammenkunft hin, die die Presse der Welt bejubelt und gezeigt habe, in wem hohem Grade aller Augen auf die nordischen Länder gerichtet seien.

„Echte Waffenbrüderschaft“.

In einem „Echte Waffenbrüderschaft“ überschriebenen Wiener Artikel bespricht die „Köln. Zig.“ die bisherigen deutsch-österreichischen Operationen des Feldzuges.

Bierdemangel in der französischen Armee.

TU. Paris, 13. Jan. Nach hier veröffentlichten Sieften hat die französische Armee seit Beginn des Feldzuges über 60 Pro. ihres Bierdematerials verloren.

Edwards ungelige Erben.

Die Kriegsheer.

XII.

Herbert Henry Asquith.

Von seinem der lebenden Staatsmänner an der Spitze der kriegsführenden Mächte, den Wammelnegels Gosenkinn vielleicht ausgenommen, hat man jetzt so wenig wie von Herbert Henry Asquith dem englischen Premierminister. Der Mann, der die Geschicke des vereinigten Königreichs in diesen schlimmen und gefährlichen Kriegsjahren lenkt, hält sich augenblicklich nach Kräfte zurück und schickt lieber seine Ministerkollegen als Sturmbau vor, im Parlament wie gegen den Ansturm der öffentlichen Meinung. Herr Asquith denkt vermutlich, daß es für ihn in jedem Falle besser sei, wenn sich andere diamieren, was der Benjamin des liberalen Kabinetts, der sehr ehrenwerte Winston Churchill, der vierjährige Stürmer und Dränger, ja auch schon ausgeteilt und mit Verwirrtheit getan hat. Vor allen Dingen aber hat der Premierminister es vermieden, dem lebenden Mann im Reich nicht in ein buntes Handwert zu spielen. Wie wurde hat in England ein Minister des Auswärtigen sein Nest so selbstherrlich geleitet wie Sir Edward Grey, und es ist daher kein Wunder, daß Asquith gegenwärtig vor ihm wie vor Churchill und Kitchener völlig in den Hintergrund getreten ist. Man weiß freilich nicht, was im Schoße des Kabinetts vor sich geht, ob Asquiths Zurückhaltung nur äußerlich ist, oder ob die Ministerminister tatsächlich das Best seiner Hände entwunden haben. Wenn man denkt, daß der englische Premierminister seitdem alles andere als ein Schwächling gewesen, und daß es vielmehr seine unerwartete, löbliche Flexibilität gewesen ist, die ihn zu die erste Stelle im Staate gebracht hat, so ist die Annahme, daß Asquith sich nicht mit bewährter Ueberlegung zurückzieht, wird mehr für sich als die Vermutung, die jüngeren Kabinettsmitglieder hätten nämlich den Premierminister aus der vorderen Linie gelassen.

In jedem Falle ist die Rolle, die Herbert Henry Asquith bei der Vorgehensweise des Krieges gespielt hat, und die er augenblicklich noch spielt, nicht gerade sonderlich klar. Obwohl er dem Namen nach für den Ausbruch des Krieges verantwortlich ist, kann man nach seiner ganzen Vergangenheit nicht eigentlich sagen, daß er ein Kriegsheer war. Man kann ihn auch nicht unmittelbar als Erben der politischen Traditionen König Edwards bezeichnen; denn es ist bekannt, daß Edward VII. den ehemaligen Anwalt auszusuchen konnte, ähnlich, wie Asquiths früherer Gläubiger der Königin Victoria stets unumstößlich geblieben war. Aber das selbständige englische Verfassungsleben hatte der Königin wie ihrem Sohn seine Wahl gefallen, eine andere als die führende Persönlichkeit der Regierung liberalen Partei mit der obersten Leitung der Staatsgeschäfte zu betrauen. Aber König Edward wählte ja als Schwelmer seiner politischen Ziele Sir Edward Grey im Kabinett, und um so leichter mochte er darum Asquith in Kauf nehmen. Er hatte vielleicht auch gehofft, die Liberalen würden bald abgerückte haben, und die Tories würden bald wieder die Führung der Geschäfte des Landes übernehmen. Edward VII. seinen Bemühungen durchs Land zu lenken waren, daß dieser Wechsel der Regierung nicht erfolgt, und die Liberalen hat noch heute am Ruder, und sie haben, was Edward sich vielleicht nicht hat träumen lassen, das zugegeben, wonach kein Sinn hat; in Gemeinschaft mit der halben Welt Deutschland zu bekriegen, eine Aufgabe, deren Lösung der verlorene König ohne Zweifel den Tories zugehört hätte. Man hatte in Deutschland seinerzeit den wiederholten Wahlsieg der Liberalen als Friedensbedingung betrachtet, und es ist ein Zeichen der tiefgehenden Umwertung historischer Ueberlieferungen wie der Volkstimungen in England, daß der Krieg gegen Deutschland unter der Herrschaft der Parlamentarität ausgedroht ist. Die gegen Chamberlains imperialistische Vorkriegsreden gemacht wurde, unter dem Premierminister, der seinerzeit aus seiner Abneigung gegen den Ausbruch des Krieges gemacht hatte. Hat sich Herbert Henry Asquith, England erster sozialreformatorischer tätiger Minister, in anderthalb Jahrzehnten so gewandelt, oder hat er unter dem Druck der deutschfeindlichen Vorkriegsreden seiner Ministerkollegen und der von der Korrespondenz-Presse gelebten vergifteten öffentlichen Meinung den Dingen freien Lauf gelassen? Niemand weiß es. Vielleicht wird die Zukunft dieses Geheimnis enthüllen; für uns Deutsche ist der Premierminister Asquith jedenfalls eine bittere Enttäuschung geworden. Wir glaubten, hinter seiner süßen Dialektik, hinter seiner selbstigen Ueberlegenheit und der reiflichen Arbeit seiner Redaktionsarbeiten, um wir müssen erleben, wie unter seiner Regierung in England — englische Selbstüberhebung und Kreuzloigkeit im Kriege gegen Deutschland ihren brutalen Ausdruck fanden. Und nicht hat dem plötzlich mit elementarer Macht in Deutschland aufgedorren daß gegen England so viel zu bloß zugeführt wie die Erkenntnis von dem bewußten Gegensatz zwischen den Worten und Taten der englischen Staatsmänner. Es ist schwer und undankbar, aber künftige Volkstimungen prophesien zu wollen; die Frau, so n, die im Jahre von Joidaba schämenden daß gegen die Engländer gebot haben, quellen ein halbes Wundenjahr. In der über so iniger Freundlichkeit für ihre jenseitigen Verbindeten, wenigstens nicht an Anzeichen dafür fehlt, daß dieser Freundlichkeit Spielerei nicht übertrieben ist. Aber man darf wohl mit einiger Gewisheit annehmen, daß der jetzt zu kammernder Lobe entbrannte Haß der Deutschen gegen die Engländer nach fünfzehn Jahren noch keineswegs erloschen sein wird, mag auch dieser Krieg, was wir zurecht hoffentlich hoffen dürfen, Deutschland den Triumph über seine Feinde bringen. Dazu wird in erster Linie der Umstand beitragen, daß ein Regierungs- und Systemwechsel in England unsere Stellung den Briten gegenüber nicht verändern kann. Hätten die Tories den Krieg gemacht, und wären die Liberalen in der Opposition gewesen, so hätte man sich den Deutschen nicht mit der Hoffnung auf Andäunung besserer Verhältnisse zwischen den beiden Nationen begnügen können, zumal wir wissen, daß die Tories an Deutschen die Liberalen womöglich noch überlegen, was die jüngsten Aussagen der Lords im Oberhaus erst wieder mit aller Klarheit gezeigt haben.

Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, in der den englischen Liberalen das Besitztum des Ansehels auf dem Weg, das sie durch die Entfesselung des Weltkrieges an-

gerichtet haben. Diese Zeit wird kommen, wenn das englische Volk erkennen wird, daß die Männer, denen es in seiner Schicksalsstunde die Führung des Staatsgeschicks anvertraut hatte, schließlich, gewissenlose Kofen gewesen sind, daß sie sich wie Steuerleute eines Prachtschiffes gefühlt haben und nicht wie Offiziere eines christlichen Kreuzfahrerschiffes benommen haben. Dann wird sich die Verantwortung über den Haupte Herbert Henry Asquiths entladen, mag er dann noch an der Spitze des Staates stehen oder sich zu bewährter Ruhe zurückgezogen haben. Vielleicht erzieht der gegenwärtige Premierminister diese Wandlung der Umfassungen nicht mehr; denn er sieht schon in 64. Lebensjahre, und es liegt schon früher, der massive Mann mit seinem selbständigen Gesicht und seiner weisen Mägen sei müde und leidend. Vielleicht ist es mit seiner vielgerügten sähm Energie überhaupt nicht mehr weit her; er hat jedenfalls weder den brodelnden irischen Herdenschaft zu beruhigen noch die holländischen Suffragetten unterzulegen vermocht. Mit der Bürgersohn aus Worten in Vorhülle überhaupt nicht mehr als ein Dichtmaß wie alle Vorkriegsreder. Ein Dichtmaß, der seine Verdrängungen nach dazu benutzt hat, Karriere zu machen. Man vermag es nicht recht zu glauben; aber über den Jotepet, in dem Wasser und dem Feuer und dem von heute kommt man nun einmal nicht hinweg.

Gefahren der Unterseeboote.

Die Gefahren, denen die Unterseeboote und ihre Besatzung ausgesetzt sind, werden eben so sehr überschätzt wie die des Flugzeuges. Die modernen Unterseeboote entsprechen ihrem Namen nicht in dem Sinne, daß sie etwa in der Regel unter Wasser fahren, es sind vielmehr Boote, die für ein gelegentliches Untertauchen und Weiterfahren in irgendeiner Zeit angeordnet sind, jedoch nicht in jeder richtiger Tauchboote nennt. Da sie bis in beträchtliche Tiefen tauchen müssen — bis zu 60 Meter — so müssen ihre Wände so stark sein, daß sie den außerordentlich starken Wasserdruck in jenen Tiefen auszuhalten vermögen. Das gibt ihnen bei etwaigen Zusammenstoßen mit andern Schiffen einen großen Vorzug vor ihnen, jedoch die Gefahr bei einer solchen Kollision in der Regel für das andere Schiff größer ist als für das Tauchboot. Es kann freilich unter besonders ungünstigen Umständen zumal vorkommen, daß ein Unterseeboot von einem großen Dampfer so überannt wird, daß es unter Wasser gepreßt wird. Stehen dann die Türen offen, so kann es sich ereignen, daß ein so rascher und so harter Wasserdruck erfolgt, daß eine Rettung nicht mehr möglich ist. Doch ist diese Gefahr gerade bei den modernen Tauchbooten, die einen großen Auftrieb haben und weit aus dem Wasser hervorragend, äußerst gering. Im allgemeinen ist also eine Kollisionsgefahr für die Tauchboote nicht größer, sondern eher geringer als für andere Schiffstypen. Anders verhält es sich mit Zusammenstößen unter Wasser, die ja für andere Schiffe überhaupt nicht in Betracht kommen. Besonders wenn das Unterseeboot aus irgend welchen Gründen mit eingekesselter Schrotzonen, also gleichsam ohne Augen fährt, vermag es einer solchen Gefahr zuweilen nicht rechtzeitig vorzubeugen. Das Tauchboot hat in diesem Zustand seine Tauchtaucht, die ausgereicht des eigentlichen Bootsförpers zwischen ihm und einer starken Außenhaut von schiffsähnlicher Form angebracht sind, völlig gefüllt, jedoch freier Raum gerodert, einen sicheren Schutz gegen Wasserdruck. Immerhin ist ein Einbruch von Wasser, mag er durch einen Zusammenstoß oder aus irgend einem anderen Grunde, nicht zu vermeiden. Und wenn er eintritt, so ist das Boot mit Wasser befüllt und verliert dadurch an Auftrieb, so daß es sinkt. Die Fähigkeit des Bootes, sich selbst zu halten, ist durch den Wasserdruck nicht gleichmäßig.

Weitere Gefahren für die Unterseeboote bilden die Detonationen, die nicht selten vorkommen, solange man nur Leuchtstoffe für die Unterseeboote verwenden konnte, da die leichten Oele bei den im Unterseeboote vorhandenen Temperaturen leicht verdampfen und mit der Luft ein explosives Gemisch geben. Gerade dieser Umstand hat die deutsche Marineverwaltung veranlaßt, verhältnismäßig spät an den Bau und die Verwendung von Unterseebooten heranzugehen. Sie ergreift, bis ein für Unterseeboote brauchbarer Schwermölöl existierte, und durch dieses vorzuziehen und gewissenhafte Vorgehen ist unsere deutsche Marine von Detonationen auf Unterseebooten völlig verschont geblieben, die auf anderen Marinen erhebliche Opfer an Menschenleben gefordert haben.

Auch Knallgasexplosionen können beim Laden der Akkumulatoren vorkommen und gefährlich werden. Natürlicher sind die Akkumulatorenbatterien mit besonderen Ventilationsvorrichtungen versehen, um diese Gefahr zu beseitigen. Aber es liegt in der Natur aller von Menschen geschaffenen Dinge, daß durch irgendein unglückliches Zusammenwirken verschiedener Umstände doch einmal eine Kontrolle oder Sicherheitsvorrichtung sowie eine Rettungsrichtung versagen. Das ist aber bei Unterseebooten nicht anders wie auf anderen Schiffen. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn ein Unfall auf einem Unterseeboote sich ereignet, das Boot, das die Gefahr überlebt, obwohl die Gefahr selbstig gemacht ist; man hat es eben immer mehr gelernt, die Gefahren zu vermeiden und ihnen zu begegnen.

Bankrott des Roten Kreuzes in Serbien.

Aus Frankreich kamen Meldungen über das völlige Verlegen der Verbundentente durch das „Rote Kreuz“. Doch schlimmer geht es in dieser Beziehung in Serbien zu. Das englische Amtung und voll von Kritikern und Aufzählern, in denen die Anwesenheit der Roten Kreuzes auf die unglückliche Not geleitet wird, in der die Verbundentente und Kranken in Serbien schmachten. Die „König. Volkszeit.“ berichtet: Trotz der umfangreichen Hilfe, die das Rote Kreuz Frankreichs und Englands dem serbischen leistet, fehlt es allenthalben an Medikamenten und chirurgischen Instrumenten. Die Verbundentente aus den letzten Schlachten zählen nach Tausenden, und die Zahl der Kranken geht gar in die Zehntausende. Diese Kleinen meistenden Menschen sind in der Hauptsache in improvisierten Lazareten untergebracht, in Häusern, deren durchlöcherter Dächer allen Unbilden der Witterung Zutritt gestatten, in Zelten, die der Regen durchweicht und überflutet, und die keine Heizvorrichtung haben. Allein in Kien befinden sich, wie schon mitgeteilt, 3000 Verbundene, denen aus Mangel an Verbandmaterial und Desinfektionsmittel die Wunden unordentlich ärztliche Pflege zuteil werden. Das Einzige, was man für sie tun konnte, bestand darin, alle drei bis vier Tage das Stroh, auf dem sie lagen, zu erneuern. Und wenn man noch

ein übriges tat, so mußte man den Armen die Wunden mit reinem Wasser aus und verband sie mit der schon beruhten Birde. Das übrige überläßt man dem Schicksal und der guten Natur der fröhlichen jungen Leute. In den meisten Lazareten, wo Betten vorhanden sind, liegt man drei Kranke in je zwei nebeneinandergehende Betten, und die Räume, die in normalen Zeiten mit höchstens 300 Kranken belegt sind, sind heute mit 1000, ja selbst mit 1200 Patienten gefüllt. Brand und Starcrampf treten infolge dessen geradezu epidemisch auf. Daß es in den serbischen Lazareten und in den dazu dienenden sanitären Räumen an Badecorridoren und dergleichen fehlt, versteht sich von selbst. Schlimmer ist es, daß auch nirgends Operationen vorhanden sind, ja daß man gewöhnen ist, die Verwundeten auf Treppenhallen und Korren drei oder vier Kilometer weiter zu transportieren, um eine Operation vornehmen zu können und die Operierten dann auf demselben Wege wieder ins Lazarett zurückzuführen. Man kann sich denken, welche Schmerzen die Angehörigen dabei zu erdulden haben. Die Reste der verstorbenen Abordnungen des Roten Kreuzes, die nach Serbien geschickt wurden, schreiben sich denn auch die Finger wund um von England und Frankreich die unerlässliche Verbesserung von Desinfektionsmitteln, Verbänden, Wollbetten und vor allem von Lebensmittel zu beziehen.

Kriegs-Allerlei.

Kriegsallergien auf Caracao.

Es ist bekannt, daß aus die Länder, die gar nicht an Krieges heftigkeit sind, immer unter der eigenen Zeit zu leiden haben. Daß aber auch eine so weiserne Insel, wie das kleine niederländische Caracao, das so verloren im Karibischen Meer liegt und von der nächsten Rüste, von Venezuela, noch 70 Kilometer entfernt ist, durch den Ausbruch des Krieges Not und Elend kennen gelernt hat, darüber gibt ein interessanter Bericht im „Nieuwe Rotterdamse Courant“ amtschärflich Kunde. Der bekannte Ausfuhrartikel ist der nach der Insel genannte Rizor, der hier vielfach aus der Pomeranze bereitet wird. Schon ersah sich die Bevölkerung auf Caracao hauptsächlich durch die Verfertigung von Rizor zu helfen und treibt auch etwas Kakao. Hier, wo bereits im letzten Handel, Industrie und Verkehr nicht sonderlich blüht, so führt der holländische Korrespondent aus, stand mit einem Schiffe alles still, als gleich einer Bombe die Nachricht von dem europäischen Krieg in die niederländische Kolonie einschlug. Es brach hier geradezu eine Panik aus, denn man fürchtete — was sich glücklicherweise nachher nicht bewahrheitet hat —, daß die Insel vollkommen von Europa und sogar von Amerika abgeschnitten werden würde. Und daß Caracao seine Bevölkerung bei weitem nicht selbst ernähren kann, so sah man sich bereits dem Hungertode nahe. Im Na gingen die Preise für sämtliche Lebensmittel fabelhaft in die Höhe, was leider nur ein paar gewissenlosen Händlern zur Erzielung wucherischen Gewinnes mißbraucht wurde. Die Anstrengung auf der Insel erzielte ihren gefährlichen Höhepunkt, als durch französische Besatzung die Lebensmittel vertriebt wurde, daß auch die Niederlande mit in den Krieg hineingezogen wären, da man (natürlich Deutschland) die holländische Neutralität mißachtet hätte. Nur mit der größten Mühe konnte die Caracaose Bevölkerung einigermaßen zahlungsfähig halten, nämlich als zeitweilig der Wechselkurs in Remont nicht weniger als 8 Prozent betrug. Schwer betroffen ist die kleine holländische Kolonie auch durch die starke Verminderung des Schiffahrtverkehrs. Mit einzelnen Ortschaften ist die Verbindung vollständig unterbrochen, seitdem die Hamburg-Amerika-Linie ihren Betrieb einstellen mußte. Darunter leiden besonders die Inselbewohner, die sich ihr Brot als Felsenarbeiter beim Fischen der Lading verdienen. Das Strohhutgewerbe liegt seit dem Ausbruch des Krieges fast vollständig darnieder, da die Preise für die Strohhüte bedeutend gesunken sind. Zu allem Unglück sind auch noch die Ausgaben für die nächste Ernte außerordentlich hoch, da die Witterung schon jetzt als vollständig mißgünstig bezeichnet werden muß. Dieser Umstand hilft natürlich doppelt ins Gewicht, in einer Zeit, in der die Preise für die notwendigen Nahrungsmittel so in die Höhe gegangen sind. — Der holländische Journalist lacht das trübe Bild, das er von der augenblicklichen Lage Caracaos entwerfen mußte, dadurch etwas lästlicher zu gestalten, daß er zum Schluß der Forderung Ausdruck gibt, daß die schon in früheren Zeiten oft bewiesene Fähigkeit der niederländischen Kolonie die schweren Kriegsgefahren glücklich überwinden werde.

Der Spion von Paris.

Die Spioniererei war in Frankreich während des Krieges von 1871 nicht minder stark als jetzt. Es kam sogar dazu, daß die Pariser die Feindschaft des deutschen Spionagegeheimnisses bewunderten. Im Aufzuge war die Geschichte des Seraganten Hoff. Dieser unternahm während der Belagerung von Paris fast jeden Abend einen Streifzug, von dem er mit der Versicherung zurückkam, er haben einen, zwei oder drei Preußen erschossen, und fast immer brachte er die Helme seiner Opfer als Trophäen mit. Er wurde ein großer Held vor den Augen der Pariser. Fast jeden Tag kam eine neue Geschichte von seinen Thaten, und so oft seine Tage kamen neue Trophäen. Geldgehörne regneten auf ihn herab, bis der tapfere Held bei der Schlacht von Champigny ver schwand. Die Klagen über sein Verschwinden waren uner messlich, bis mit äußerster Bestimmtheit behauptet wurde, er sei ein preussischer Spion gewesen. Er soll ein Deutscher gewesen sein, und seine Geschichte, eines Franzosen, die er in Paris zurückgefallen, soll gewisse Angaben gemacht haben, welche seine Schuld außer Zweifel stellt. Dies war etwas undankbar von ihm, da er für den ganzen Betrag seines Helmen mutes, zwischen 7000 bis 8000 Franken, hinterlassen hatte. Und obgleich der Leutnant Hoffis die Anschuldigung als un begründet erklärte, da er nie allein ausgegangen sei, be harrte die Leute dabei und sagten, er habe eigentlich Hengel geheißen und sei Leutnant in einem bayerischen Chasseurs regiment gewesen.

Films der deutschen Kämpfe.

e. B. Konstantinopel, 11. Jan. Der deutsche Kaiser hat dem türkischen Militärministerium Films mit Darstellungen aus den Kämpfen der deutschen Truppen überlassen. Sie sollen in einigen Tagen in der Türkei vorgeführt werden. Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried Dyd. Druck und Verlag von Otto Engel. Sämtlich in Halle a. S.